

Wissenschaftliche Abhandlung zum Jahresbericht des Königlichen Gymnasiums in Köslin.

Schillers Vergilstudien

T. II.,

von

Prof. Dr. von Boltenstern.

Köslin 1900.

Gedruckt bei C. G. Hendess.

1900. Progr. — No. 147.

9K0
34 (1900)

1476





Schillers Verfassungen

Prof. Dr. von Bülowen



Schillers Vergilstudien II.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige in edler, stolzer Männlichkeit! Mit diesen siegesgewissen Worten leitete Friedrich Schiller im Jahre 1789 sein Gedicht von den Künstlern ein, in welchem er die Idee des Schönen als die einzige Quelle jeder höheren Entwicklung der Menschheit verherrlichte. Mit freudiger Hoffnung blickte er damals noch in die Zukunft, als im westlichen Nachbarlande die neuen Ideen eine bessere Zeit heraufzuführen schienen. Aber zu seinem tiefen Schmerze musste er bald erkennen, dass die grosse Epoche, die das Jahrhundert geboren, ein kleines Geschlecht gefunden hatte, dass die Menschheit zu der wahren, auf sittlicher Grundlage ruhenden Freiheit noch lange nicht reif war. Als nun wirklich das neue Jahrhundert anbrach, schien er alle Hoffnung auf eine bessere Gestaltung des menschlichen Daseins verloren zu haben. Sein Gedicht zum Antritt des neuen Jahrhunderts (1801) hebt mit der besorgten Frage an: Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? und kommt im Hinblick auf die unheilvolle Ländergier der Nationen zu der trostlosen Wahrheit, dass die weite Welt für zehn Glückliche nicht Raum hat: in des Herzens heilig stille Räume musst du fliehen aus des Lebens Drang! Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Gesang.

Während sich so das Glücksideal des Dichters in das Innerste der Menschenbrust zurückgezogen zu haben schien, hatte sich eine vollständige Umwandlung in seinem Denken und Fühlen vorbereitet. Wie alle bedeutenden Geister des achtzehnten Jahrhunderts hatte er früher als die schönste Frucht der politischen Entwicklung das Weltbürgertum gepriesen. Aber aus seiner Glocke (1799) erklang plötzlich ein reiner Ton nationalen Empfindens. Jetzt galt ihm die heil'ge Ordnung als die segenreiche Himmelstochter, die das teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande. „Die deutsche Muse“ verkündete 1800 die selbstbewussten Worte: Rühmend darf's der Deutsche sagen, höher darf das Herz ihm schlagen: selbst erschuf er sich den Wert. In demselben Jahre brachten die schönen Stanzas an Goethe den Ausspruch, dass die Tage charakterloser Minderjährigkeit der Deutschen glücklich überwunden seien: das Neue kommt, das Alte ist verschwunden. Ein grossartig angelegtes Festgedicht auf die Jahrhundertwende, in welchem der Dichter den deutschen Geist als den Geist der Zukunft feiern wollte, blieb leider unvollendet. Der Entwurf zu dieser Dichtung, der erst seit 1871 bekannt und in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe 11,410 ff. abgedruckt ist, hat für uns einen unschätzbaren Wert, auf den zuerst Rudolf Hildebrand in seinem vortrefflichen Buche vom deutschen Sprachunterricht (S. 168) aufmerksam gemacht hat. Die Hauptgedanken dieses Entwurfs, zum Teil schon in poetische Form gefasst, sind folgende. Der Deutsche hat die Schätze von Jahrhunderten gesammelt und aufbewahrt für den künftigen Tag der Ernte; ihm ist es bestimmt, das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen (Goedekes S. 410); stürzte auch in Kriegerflammen Deutschlands Kaiser-

reich zusammen, deutsche Grösse bleibt bestehen (S. 413); das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen (413); die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein grosses, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen; unsere Sprache wird die Welt beherrschen (412); ew'ge Schmach dem deutschen Sohne, der die angeborne Krone seines Menschenadels schmätzt, der sich beugt vor fremden Götzen (410).

Die hohen Gedanken unseres Nationaldichters sind uns ein unverlierbares Gut geworden. Mit prophetischem Geiste hat Schiller den künftigen Aufschwung des deutschen Volkes vorausgesehen. Nur so verstehen wir die eindringlichen Mahnungen zum heiligen Kampfe fürs Vaterland und zur Einigkeit, die der Dichter der Jungfrau von Orleans und des Tell seinem Volke zugerufen hat. Seine ermutigenden Mahnrufe erklangen von neuem in den grossen Tagen der Befreiungskriege, sie erklangen an der Schwelle einer neuen Zeitepoche, als das deutsche Volk in einmütiger Begeisterung den hundertjährigen Geburtstag seines grossen Dichters feierte; sie erklangen endlich während der Kämpfe um die Begründung des Deutschen Reiches, bis mit kräftigem Schlussakkord die Kaiserproklamation ihre Erfüllung verkündete.

Die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen Schiller zum Propheten einer neuen Zeit geworden ist, erinnern uns in einigen Zügen lebhaft an jenen Abschnitt Roms, als die zerrütteten Zustände der Republik zu einer vollständigen Neugestaltung drängten, als die alten Formen gewaltsam zerbrochen wurden und aus den Ruinen ein neues Leben erblühte. Ein halbes Jahrhundert lang wurde das römische Staatswesen durch den unseligen Streit der Parteien zerrissen, und die ganze Welt wurde durch die erbitterten Kämpfe der Parteiführer in Mitleidenschaft gezogen. Nur kurze Zeit ruhten die unseligen Bürgerkriege unter der Diktatur des grossen Caesar; nach seiner Ermordung brachen sie mit erneuter Gewalt hervor. Immer dringender wurde der allgemeine Wunsch nach Ordnung und innerem Frieden. Endlich schien in Caesars Adoptivsohn und Erben der Meister gekommen zu sein, der nicht nur die Form zerbrechen sondern etwas Bleibendes an die Stelle des Alten zu setzen vermochte.

Auch in jener Zeit der Gärung trat ein Dichter auf, der dazu berufen war, der Sehnsucht nach besseren Zuständen einen bleibenden Ausdruck zu geben und in seinen Zeitgenossen die freudige Zuversicht zu erwecken, dass das Vaterland einer neuen Blüte entgegengehe. P. Vergilius Maro hat die Schrecken der Bürgerkriege nicht nur als unbeteiligter Zuschauer gesehen sondern in dem Verlust des väterlichen Besitztums schmerzlich selbst empfunden. Daher konnte der dreissigjährige Dichter die allgemeine Freude mitfühlen, als Oktavian im Jahre 40 v. Chr. mit Antonius einen Vergleich abschloss, der als der erste Schritt zum Frieden begrüsst wurde. Damals dichtete Vergil die berühmte vierte Ekloge, die wegen ihres prophetischen Charakters sogar als eine messianische Weissagung ausgelegt worden ist. Er besang darin die bevorstehende Geburt eines Knaben, der, von göttlicher Herkunft, der Menschheit den göttlichen Frieden bringen, das goldene Zeitalter heraufführen werde. Siehe, ruft er aus, wie alles sich des kommenden Jahrhunderts freut! Mit den schönsten Farben malt seine Phantasie die glücklichen Zustände aus, die erst das Mannesalter des Göttersprösslings zur Reife bringen werde. Sich selbst wünscht er ein so langes Leben, dass er diese frohe Zeit mit vollerem Tone besingen kann. Schneller als der Dichter erwartet hatte,

trat die ersehnte Besserung ein. In seinem zehn Jahre später vollendeten Gedichte vom Landbau konnte er schon den neuen Caesar als den Schöpfer des Friedens preisen. In der Aeneis endlich liess er Juppiter die ewige Dauer des römischen Reiches verkünden und dieser Verheissung die bedeutungsvollen Worte 1,286 ff. hinzufügen: Aus dem herrlichen Geschlechte der Trojaner wird ein Caesar geboren werden, der die Herrschaft bis zum Weltmeer, seinen Ruhm bis zu den Sternen ausdehnen wird; . . . dann wird von den Kriegen ruhend das Zeitalter sich mildern, dann wird die alte Treue mit Vesta, der Göttin des Herdes, und Romulus mit seinem Bruder Remus herrschen; eisengefügte Riegel werden das grausige Kriegsthor verschliessen, und drinnen wird der grimmige Streitgott, auf schrecklichen Waffen sitzend, in hundert Ketten die Arme auf dem Rücken gefesselt, schaurig mit blutigem Munde knirschen. Ähnlich weissagt Anchises seinem Sohne 6,791 ff.: Caesar Augustus ist der Mann der Verheissung, der das goldene Zeitalter wieder für Latium gründen wird, wo Saturnus einst herrschte.

So hatte Vergil im Unterschiede von Schiller das Glück, seine Hoffnungen auf eine bessere Zeit erfüllt zu sehen. Aber die feierliche Verkündigung des neuen Säkulums zu erleben war ihm nicht mehr vergönnt. Erst im Jahre 17, zwei Jahre nach des Dichters Tode, liess Augustus sich öffentlich als Friedensfürsten und Begründer der neuen Ära anerkennen, indem er die glänzende Säkularfeier veranstaltete, die Horaz in seinem *carmen saeculare* 57 ff. mit den begeisterten Worten verherrlichte:

Treue, Friede, Ehre schon und die alte
Sittenscheu und lange vergessne Tugend
Wagen's heimzukehren, es naht mit seinem
Horne der Segen.

Die Ähnlichkeit der Verhältnisse, in denen Vergil und Schiller aufgewachsen sind, berechtigt uns um so mehr, die beiden Nationaldichter unter einander zu vergleichen, als Schiller gerade in Vergil einen treuen Begleiter auf seinem Entwicklungsgange gefunden hat. Das kann nicht reiner Zufall sein. Mag Schiller auch in seinen Jugendjahren, wie ich 1894 im ersten Teil meiner Abhandlung S. 3 f. gezeigt habe, mehr der Not gehorchend als dem eignen Trieb von diesem Dichter einen wertvollen Beitrag zu seiner geistigen Ausbildung erhalten haben, so hat er ihn doch später aus freiem Entschlusse zu seinem vertrauten Freunde erwählt und seine dichterische Kraft an ihm erprobt. Schon in einem Aufsätze der Haugschen Zeitschrift vom Jahre 1781, der ohne Zweifel von Schiller selbst herrührt¹⁾, finden wir den Grundsatz ausgesprochen, dass ein Dichter, der Wunder in einem Fache der Dichtkunst thun will, sich vorher mit einem alten Schriftsteller in diesem Fache bekannt machen und sich in ihn hineinstudieren muss. Diesem Grundsätze entsprechend hat der Dichter gerade in den Jahren, als sein Geist sich zu einem höheren Fluge aufzuschwingen begann (1790 und 1791), das zweite und vierte Buch der Aeneis in deutsche Stanzas umgedichtet. Dass aber dieses Werk nicht als reine Vorübung zu beurteilen ist, sondern

¹⁾ I S. 8 f., vergl. auch R. Weltrich, Friedrich Schiller, Stuttgart 1899 S. 496 und 833.

einen hohen selbständigen Wert beanspruchen darf, habe ich (Teil I S. 14 ff.) nachzuweisen gesucht und finde dieses Urteil auch von anderer Seite²⁾ bestätigt.

Der mehr äusserliche Gang der Darstellung, den ich im ersten Teil verfolgt habe, wurde mir durch den Umstand vorgezeichnet, dass die Betrachtung sich bisher auf den werdenden Dichter richtete, der die von aussen kommenden Eindrücke nach und nach in sich aufnahm, verarbeitete und zu seinem vollen Eigentum machte. An einer Reihe unmittelbarer Zeugnisse aus Schillers Dichtungen und Prosaschriften bis ungefähr zum Jahre 1795 habe ich dargethan, dass er bis zu diesem Zeitpunkte in ununterbrochener geistiger Verbindung mit dem römischen Epiker gestanden hat. Diese Verbindung tritt in den letzten zehn Lebensjahren des Dichters nicht so deutlich hervor, da es an äusseren Zeugnissen über seine Vergilstudien fast gänzlich fehlt. Sicherlich würden wir einen tieferen Blick in seine Künstlerwerkstatt thun können, wenn uns die Vorarbeiten zu seinen Meisterwerken noch erhalten wären. Dies ist aber nur bei seinen unvollendeten Dramen der Fall, deren Entwürfe neuerdings vollständig von G. Kettner (Stuttgart 1899) zusammengestellt worden sind. Gerade unter den Vorarbeiten zum *Demetrius* (1804) stossen wir auf ein Citat aus Vergil (Kettner, S. 89), das an dieser Stelle als einziges unmittelbares Zeugnis eine nähere Betrachtung verdient. Der Entwurf des dritten Aufzugs führt uns unter dem Titel „Boris in Moskau“ den russischen Czaren in seiner Verzweiflung über *Demetrius'* siegreiches Vordringen vor Augen. Mit klarem Blick sieht der Czar seinen Sturz voraus; sein Herrscherstolz kann diese Demütigung nicht überwinden; er ist entschlossen, den Giftbecher zu trinken. Vor seinem Tode blickt er noch einmal auf alles Gute zurück, das er geschaffen hat. Der Dichter erinnert sich hierbei an die ähnliche Lage der *Dido*, wie sie von Vergil im vierten Buche der *Aeneis* geschildert wird. Aus ihrer letzten Rede (651 ff.) führt er zwei Verse in ihrem lateinischen Wortlaut an: Eine herrliche Stadt habe ich erbaut, von mir errichtete Mauern gesehen, — und jetzt soll mein hohes Schattenbild in die Unterwelt hinabwandeln. Aber Schiller hat die beiden Verse nicht genau angeführt, da er sie umgestellt und dadurch in einen vom Original abweichenden Zusammenhang gebracht hat. Diese Thatsache ist für uns höchst lehrreich: Schiller hatte den Vergil noch aus seiner Jugend im Gedächtnis und schaltete mit diesem geistigen Eigentum nach freiem Ermessen. Frühere Beispiele zeigen (I S. 7), dass er öfter in seinen Anführungen aus Vergil Veränderungen vornahm. In solchen kleinen Zügen erkennen wir seine Selbständigkeit.

Der gewordene, auf der Höhe seines Schaffens stehende Künstler muss nach höheren Gesichtspunkten betrachtet werden. Wie man die Handlungen jedes Menschen nur dann recht verstehen kann, wenn man sie als den Ausfluss seines ganzen Wesens ansieht, so muss man in noch höherem Grade die Äusserungen eines grossen Dichters nach seiner gesamten Persönlichkeit beurteilen. Daher gehen bei der Untersuchung von Schillers Verhältnis zu Vergil alle diejenigen von einem falschen Standpunkt aus, die eine Reihe übereinstimmender Ausdrücke und Gedanken in ganz äusserlicher Weise zusammensuchen und aus diesen auf eine teils bewusste teils unbewusste Abhängigkeit Schillers von Vergil schliessen wollen.³⁾ Würden wir dieses Verfahren gutheissen,

²⁾ H. Dettmer, zur Charakteristik von Schillers Umdichtungen des Vergil, Hildesheim 1899.

³⁾ Brosin, Anklänge an Vergil bei S., Archiv f. L. 1879, 522 ff.
Oesterlen, Vergil in Schillers Gedichten, Tübingen 1885.

so würden wir geradezu ein Zerrbild unserer grossen Dichter erhalten, und der Genuss ihrer unsterblichen Dichtungen würde uns eher verleidet als erhöht werden. Diese unglückselige Parallelenjagd ist denn auch von Goethe (s. Teil I S. 3), Platen und vielen anderen berufenen Männern aufs schärfste verurteilt worden. Nur in einer Hinsicht ist die Vergleichung ähnlicher Stellen verschiedener Dichter von Nutzen, weil in ihnen die Gültigkeit gemeinsamer Gesetze des Denkens und des poetischen Schaffens oder eine gleiche Grundstimmung der Seelen zu Tage tritt.

Eine überraschend grosse Anzahl von Parallelen hat Brosin zusammengestellt, auf eine kleinere Auswahl beschränkt sich Oesterlen; und in der That haben manche dieser Stellen auf den ersten Blick etwas Bestechendes, so dass der Leser zunächst stutzig wird oder gar an der Originalität des deutschen Dichters zu zweifeln anfängt. Aber bei genauerer Prüfung schrumpft die Zahl der wirklich stichhaltigen Parallelen auf ein verschwindend kleines Mass zusammen. Sobald man sich die Worte näher ansieht und auf den Zusammenhang achtet, aus dem sie herausgerissen sind, beweisen die wenigsten, was sie beweisen sollen. Wenn ich im folgenden eine Reihe von besonders charakteristischen Beispielen anführe, so ist es mir dabei nur um die Sache zu thun, und ich setze daher den Namen des Gewährsmannes nicht immer hinzu. Manche von diesen Beispielen hat bereits G. Hauff in der Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte 1887 S. 46 ff. ins rechte Licht gestellt. Andere Parallelen füge ich aus eigener Beobachtung hinzu, um daran meinem Zweck entsprechende allgemeine Betrachtungen anzuknüpfen. Bei der Angabe der Stellen verweisen blosse Zahlen regelmässig auf die Aeneis.

Bei Vergil 10,836 finden sich die Worte die Waffen ruhn, und der Anfang des 4. Aufzugs der Jungfrau lautet: die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen, woraus Brosin S. 531 auf eine Entlehnung schliesst. Aber sollte bei einem uns so geläufigen und schon durch ältere Schriftsteller wie Paul Gerhardt bezeugten Bilde davon die Rede sein können? Bei Vergil hat der schwer verwundete König Mezentius, um seine Wunden im Flusse zu kühlen, sich der Waffen entledigt; sein Helm hängt an einem Aste, und die übrigen Waffen ruhn auf dem Anger (*prato gravia arma quiescunt*): der Zusammenhang schliesst jede Übereinstimmung aus. — Mütter irren lesen wir 2,489, wie in der bekannten Stelle der Glocke. Aber Vergil gebraucht das Wort *matres* hier, wie häufig, von Müttern und Gattinnen, während Schiller nach den vorhergehenden Worten „Kinder jammern“ an dem eigentlichen Sinne festhält. — Die Schilderung der Feuersbrunst in der Glocke: Wehe, wenn sie losgelassen u. s. w. wird auf 5,662: es rast Vulkan mit losgelassenen Zügeln, zurückgeführt; und doch denkt der deutsche Dichter sich offenbar nicht ein zügelloses Ross, da er von der freien Tochter der Natur spricht. Wahrscheinlich schwebt ihm dasselbe Bild vor wie im Spaziergang 167: Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen u. s. w. — Von einem Wald von Lanzen ist 10,887 die Rede, wie im Tell 3, 3: Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her. An der ersteren Stelle aber ist der Schild des kämpfenden Helden von einer dichten Menge feindlicher Lanzen gespickt, die in poetischer Übertreibung mit einem Walde verglichen wird! — Das doppelte Antlitz der ungeschehenen und der vollbrachten That, Br. v. M. 3,5, erinnert nur scheinbar an das Antlitz der Leiden 6,103: Kein

Antlitz d. h. keine Art der Leiden tritt mir neu und unerwartet vor Augen. Zu einer wirklichen Parallele fehlt, wie Hauff S. 50 richtig bemerkt, die Hauptsache, die Verwandtschaft des Gedankens.

Gegenüber diesen offenbar verfehlten Beispielen finden wir allerdings bei Schiller einige wenige Stellen, bei denen eine Anlehnung oder wenigstens eine unbewusste Erinnerung an Vergil nicht ausgeschlossen ist. In Bildern und Gleichnissen treten uns einzelne nebensächliche Züge entgegen, welche diese Vermutung rechtfertigen. Auf die prächtige Eingangsstrophe der „Macht des Gesanges“ habe ich bereits bei der Betrachtung von Schillers Vergil-Übertragungen I S. 20 hingewiesen. Hier ist es geboten, genauer auf diese Strophe einzugehen, die zwischen der zweiten und der uns jetzt beschäftigenden dritten Periode von Schillers Dichtungen gleichsam eine Brücke bildet und überhaupt für die Beurteilung seiner Vergilstudien eine sichere Grundlage ist. Im Jahre 1788 entstanden und als Eingang der „Künstler“ bestimmt, wurden die Verse dann für einen späteren Zweck zurückgelegt (Brief an Körner 2. 2. 1789) und fanden erst nach sieben Jahren eine ebenso würdige wie geschmackvolle Verwendung. Ein rauschender Bergstrom stürzt ins Thal und reisst ganze Wälder mit sich fort; es horcht der Hirt, unwissend, wo es dröhne, vom fernen Fels verwundert dem Getöse: das sind im wesentlichen die Züge des Bildes bei Vergil 2,305 ff. z. T. nach Schillers Übertragung Str. 54) und bei Schiller. Aber in der Hauptsache, der Anwendung des Gleichnisses gehen beide Dichter ihre eigenen Wege. Während Vergil uns ausmalt, wie das näher und näher kommende Kampfgetöse das Ohr des auf seinem Dache lauschenden Aeneas trifft, will Schiller uns veranschaulichen, wie die aus nie entdeckten Quellen hervorrauschende Poesie auf wunderbare Weise zum Herzen des Hörers dringt. Auf diese Wendung weiss er uns schon in dem Bilde selbst vortrefflich vorzubereiten, indem er den lauschenden Wanderer, nicht den Hirten, mit wollustvollem Grausen erfüllt sein lässt. So treten bei ihm Gedanke und Bild in eine wunderbare Wechselwirkung. Schon Wilhelm von Humboldt hat in seinem Briefe vom 18. 8. 1795 an dem „meisterhaften“ Gedichte besonders das der ernsten und feierlichen Stimmung entsprechende Eingangsbild gelobt. Diese wahrhaft grossartige Behandlung lässt die ursprüngliche Abhängigkeit vollständig in den Hintergrund treten: Schiller hat das von aussen Aufgenommene zu seinem geistigen Eigentum gemacht und dem Fremden das Gepräge seiner Individualität gegeben.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus können wir auch die nachfolgenden Parallelen gerecht beurteilen. In der Schmiede Vulkans heben zum Schlage auf den Amboss die Cyclopen im Takt ihre kräftigen Arme 8,452 f. = Georg. 4,174 f.: Mulcibers Amboss ertönt von dem Takt geschwungener Hämmer, Spaziergang 107; im Takte pocht der Hämmer Schlag u. s. w., Gang n. d. Eisenhammer 12. Überhaupt fallen alle mythologischen Anklänge, auf die ich nicht näher eingehen will, in dieses Gebiet. — Eine wimmelnde Menschenmenge veranschaulicht Vergil 1,430 ff. und 6,707 ff. durch das Bild von den Bienen, deren Leben und Treiben er im vierten Buche der Georgica so lebhaft schildert; hier vergleicht er einmal 4,60 den Bienenschwarm mit einer dunklen Wolke, ein Zug, den er (Aen. 4,404) auch den Ameisen zuschreibt: ebenso spricht Schiller im Prolog der Jungfrau 3 von der Bienen dunkelnden Geschwadern, während sich abgesehen von diesem Attribut dasselbe überhaupt recht nahe liegende Gleichnis schon bei Homer (Il. 2,87—90) findet. — Unheilverkündend naht sich den Feinden der rächende Held wie ein blutigroter Komet 10,272 ff.:

Johanna d'Arc sagt 3,4 zu Burgund: Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht, da du vorhin in blutrot düsterm Schein ein Schreckensmond an diesem Himmel hingst, während der Kapuziner in Wallensteins Lager sich mit seinen Äusserungen von dem blutigroten Kriegsmantel u. s. w. mehr an den Volksglauben hält. — Durch die doppeltgeöffneten (*bipatentes*) Thore dringen die Griechen in die eroberte Stadt 2,330: das doppeltgeöffnete Haus speit zwei Leoparden auf einmal aus, Handschuh Str. 4. Dass in allen diesen Parallelen trotz der Übereinstimmung die selbständig gestaltende Kraft Schillers hervortritt, sieht man genau.

Eine besondere Stellung nehmen solche Parallelen ein, in denen unzweifelhaft Homer beiden Dichtern zum Vorbild gedient hat. Die Herzählung der zum Kriege ausziehenden Völker 7,641 ff. und im Prolog der Jungfrau geht ihrem Motiv nach auf den „Schiffskatalog“ Il. 2,484 ff. zurück. — Der feige Mago fleht den siegreichen Aeneas fussfällig um Gnade an und hält ihm den Reichtum seines Vaterhauses vor; aber ungerührt stösst dieser ihn nieder 10,521 ff.: das Gegenstück dazu, die Montgomery-Szene in der Jungfrau 2,6 f., ist, ebenso wie die kürzere Darstellung Vergils, durch das Zusammentreffen Lykaons mit Achilleus Il. 21,34—135 angeregt worden, was sich deutlich aus der überlieferten Äusserung Schillers ergibt: Wer seinen Homer kennt, weiss, was mir dabei vorschwebte.⁴⁾ — Dasselbe gilt von einzelnen Ausdrücken wie die Kriegswolke 10,809 und Jgfr. Prolog 3=Il. 17,243, der thränenvolle Krieg 7,604 und Piccol. 1,2=Il. 3,165 und öfter.

Schon in den bisher angeführten Stellen ist eine unmittelbare Abhängigkeit Schillers von Vergil nur mit der grössten Einschränkung und höchstens für einzelne nebensächliche Züge zuzugeben. Gleiche Beobachtungen und Anschauungen beider Dichter liegen der Übereinstimmung vielfach zu Grunde. Nun finden wir in der That eine überwiegend grosse Zahl von Parallelstellen, die ausschliesslich auf diesem Boden gewachsen sind.

Aeneas ist nach seiner Flucht noch einmal in die verödete Stadt zurückgekehrt, um seine verlorene Gattin zu suchen. Im Dunkel der Nacht glaubt er überall Schreckbilder zu sehen, selbst das Schweigen setzt ihn in Schrecken 2,755. Auch bei der Schilderung des grausigen Höllenreiches macht der Dichter uns auf die Leerheit und Stille der Gegend aufmerksam 6,265 und 269. Diesen feinen Zug hatte Schiller wohl bemerkt, und in seiner Schrift vom Erhabenen (Hempel XV 242) setzte er auseinander, dass der Mensch nicht nur im unkultivierten Zustande sondern auch auf einer hohen Kulturstufe, sobald er sich dem Spiel der Phantasie hingiebt, von allem Ausserordentlichen in Furcht gesetzt wird. Eine tiefe Stille, eine grosse Leere . . . erregen ein Gefühl des Schreckens oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben und sind daher tauglich zum Erhabenen. Dass die Dichter dies sehr gut wissen, zeigt er an den erwähnten Stellen aus dem 6. Buche der Aeneis (vergl. Teil I S. 21). Vergleichen wir mit dieser allgemeinen Beobachtung die Worte Beatricens in der Braut von Messina 2,1: Mich ergreift ein schauerndes Gefühl, es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen, so sehen wir hier an einem einzelnen Falle, dass Schillers ästhetische Studien auf seine Dichtungen eingewirkt haben und dass das römische Epos ihm dabei als Fundgrube zur Bestätigung der ästhetischen Gesetze gedient hat.

⁴⁾ L. Bellermann, Schillers Dramen II 312.

Turnus redet vor dem entscheidenden Wurf 12,95 seine Waffe vertraulich an: Jetzt, mein Speer, der du niemals mein Rufen betrogen hast, jetzt ist der Augenblick gekommen! Ebenso spricht Tell in der hohlen Gasse zu seinem treuen Geschoss: Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen . . . ein Ziel will ich dir geben u. s. w. Dass auch diesem Anklang keine Nachahmung (Brosin S. 521) sondern ein künstlerisches Prinzip zu Grunde liegt, wird eine ausgedehntere Betrachtung zeigen. Die Apostrophe ist ein Kunstmittel, das in der Poesie und in der gehobenen Prosa aller Zeiten und Völker eine wichtige Rolle spielt. In der ältesten Form der Poesie, dem volkmässigen Epos, finden wir davon noch keine Spur oder nur ganz geringe Anfänge. Die Einfachheit und Kindlichkeit der Anschauung lässt eine solche Beseelung des Leblosen nicht zu. Götter und göttliche Wesen beleben im Volksepos die Natur und ihre Erscheinungen. So bittet Odysseus 5,445 den Flussgott, seine Strömung zu hemmen, damit er hineinschwimmen kann; und als der Held Od. 22,6 im Begriff ist, den verhängnisvollen Schuss auf den ersten der Freier zu thun, eine Gelegenheit, bei der unser Gefühl geradezu eine Anrede der vertrauten Waffe vermisst, wünscht er nur die helfende Kraft des Gottes herbei:

Jetzt ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen,

Wähl' ich mir, ob ich es treff' und Ruhm mir gewähret Apollo.

Wie im homerischen Epos, so fehlt diese Art der poetischen Beseelung auch in den ältesten deutschen Dichtungen z. B. im Hildebrandsliede, in den Nibelungen und der Gudrun. Sobald aber die subjektive Empfindung des Dichters sich geltend macht, also in erster Linie in der lyrischen Poesie, aber auch im Kunstepos und im Drama, tritt die Apostrophe in ausgedehnter Weise ein. Ich erinnere nur an die uns seltsam klingenden Anreden bei Walther: Herr Stock, Frau Bohne, oder bei anderen Minnesängern: Herr Anger, Herr grüner Plan. Im deutschen Rolandsliede richtet der Held (6807) ebenso wie in seinem französischen Vorbilde an sein geliebtes Schwert Durendart vertrauliche Abschiedsworte; und bei Vergil 4,651 sehen wir Dido von den Andenken des Geliebten schmerzlichen Abschied nehmen. Die dem naiven Volksepos fremde Sentimentalität ist damit in die Poesie eingedrungen. Wie oft macht Schiller besonders in den lyrischen Partien seiner Dramen von diesem Kunstmittel Gebrauch! Lebt wohl, ihr Berge u. s. w., Jgfr. Prol. Eilende Wolken, Segler der Lüfte, . . . grüsst mir freundlich mein Heimatland, M. St. 3,1. Dich begrüss' ich in Ehrfurcht, prangende Halle u. s. w., Br. v. M. 1,3; und in diesem Drama besonders häufig. Raset, ihr Winde u. s. w. Tell 4,1. Der Reichtum der Beispiele beweist zur Genüge, dass auch die Anrede Tells an sein Geschoss des Dichters volles Eigentum ist.

Gleiche Metaphern und Bilder erklären sich aus einer gleichmässigen Entwicklung der Sprache oder aus gleicher Anschauung der Dichter. Wenn es z. B. von Euryalus heisst, dass er von Schönheit und grünender Jugend (*viridi iuventa*) strahlt 5,295, und wenn Schillers Gedicht „das Glück“ in den Worten: Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend lockige Scheitel, oder die „Braut von Messina“ in der Stelle: Flechte sich Kränze, wem die Locken noch jugendlich grünen, Ausdrücke enthält, die unserm Geschmack fremdartig erscheinen, so darf man doch keineswegs an eine Entlehnung denken. Es war uraltes Sprachgut, das Schiller mit dieser uns unverständlichen Verwendung des Wortes „grünen“ ans Licht zog. Denn die zu Grunde liegende

Wurzel *gro*, vgl. englisch *to grow*, hat mit der Farbe ursprünglich nicht das Geringste zu thun, sondern bezeichnet das Wachsen und die lebenskräftige Entwicklung der Pflanzenwelt. Diese Bedeutung hat das Wort z. B. im *Simplicius* 4,22: Nach diesem bedachte ich, was ich thun und wie ich meine Händel anstellen wollte, damit ich wieder recht grün würde, und bei Luther, Ps. 92,13: Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum; noch auffallender im *Hiob* 33, 25: Sein Fleisch grüne wieder wie in der Jugend. Schiller gebrauchte dieses Wort mit Vorliebe, um frisches Gedeihen zu bezeichnen, z. B. in der *Glocke* Str. 6: O dass sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe, oder in *Hero und Leander* 7: Und so flohen dreissig Sonnen . . . ewig jung und ewig grün. Merkwürdig ist es, dass im Lateinischen das Wort *viridis* eine ganz parallele Entwicklung gehabt hat, da es offenbar mit *vis*=Kraft verwandt ist und infolgedessen den Sinn des Kräftigen oft noch deutlich erkennen lässt; so giebt Vergil dieses Beiwort nicht nur der Jugend sondern sogar dem rüstigen Alter (6,304).

Eine gleichartige und auch unserm Geschmack entsprechende Anschauung sehen wir in folgenden Bildern. Wie ein Fels im Meere widersteht König *Latinus* dem Drängen seiner Umgebung (7,586): *Gordon* sagt von *Buttler* Wall. T. 4,8: O, einen Felsen streb' ich zu bewegen! — Vor *Herkules* entflieht *Kakus*, und die Furcht giebt seinen Füssen Flügel (8,224): *Moeros* eilt, um seinen Freund zu retten, und die Angst beflügelt den eilenden Fuss, *Bürgsch.* 15. — In Schlaf liegt die Stadt begraben (2,265): Als alles um dich her in tiefem Schlaf begraben lag, *Jgfr.* 1,10. — Die Gefilde *Neptuns* (8,695) oder die flüssigen Felder (6,724 u. 10,214) werden vom Schiffe durchpflügt (2,780): Wer das grüne, kristallene Feld pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele, . . . ohne Saat erblüht ihm die Ernte, *Br. v. M.* 1,8. — Am Himmelsgewölbe weiden die Sterne (1,608): Auf einer grossen Weide gehen viel tausend Schafe silberweiss u. s. w., *Rätsel* 3. *Brosin* vermutet S. 524, dass Vergils Worte das Thema zu diesem Rätsel geliefert haben. Aber das Bild wird in der deutschen Poesie von Alters her oft verwendet und kommt auch in einem alten, bekannten Wiegenliede (Schlaf', Kindlein, schlaf', am Himmel ziehn die Schaf' u. s. w.) vor! — Mit dem Schwerte mäht der Held die Feinde nieder (10,513): ebenso heisst es von *Talbot*, *Jgfr. Prol.* 3, der mit mörderischem Schwert die Völker niedermähet in den Schlachten, und bald darauf: Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen und seines Stolzes Saaten niedermähen. Auch in seiner Prosa gebraucht Schiller diese Metapher: in der Abhandlung über *Völkerwanderung* u. s. w. 1790 (*Hempel* XIV 629) spricht er von dem Schwert der *Vandalen* und *Hunnen*, das ohne Schonung durch den *Occident* mähte.

Eine reiche Fülle von Parallelen erklärt sich aus der Beobachtung der Natur in ihren Zuständen und Erscheinungen. Von den Bergen stürzen die Ströme (4,164) oder die Quellen, *Bürgsch.* 6. — Den Sternen benachbart ist der *Venus* Sitz auf dem *Eryxberge* (5,759): Die Glocke soll . . . die Nachbarin des *Donners*, schweben und grenzen an die Sternenwelt. — Die ewigen Himmelslichter werden (am hellen Tage!) als Zeugen der Wahrheit angerufen (2,154). Viel natürlicher schwört *Reding* in der nächtlichen Versammlung auf dem *Rüttli* droben bei den ew'gen Sternen, *Tell* 2,2. Trotzdem soll Schiller nach *Brosin* S. 528 das Beiwort „ewig“ dem Vergil „abgeborgt“ haben. Hat vielleicht auch *Shakespeare* im *Othello* 3,3: Bezeugt's, ihr ewig

glüh'nden Lichter dort, den römischen Dichter geplündert? — Den Himmel verfinstert die Schar der Wasservögel (12,253) und der Zug des Kranichheers, Kr. d. Ib. 20. — Das einsame Käuzchen (*sola bubo*) verkündet den Tod (4,462): Johanna hält sich gleich dem einsiedlerischen Vogel von der menschlichen Gemeinschaft fern, Jgfr. Prol. 1.

Eigentümlich ist das Spiel mit Naturunmöglichkeiten, das bei den Dichtern des Altertums recht beliebt gewesen zu sein scheint, aber auch bei neueren Dichtern nicht selten und sogar in die volkstümliche Sprache übergegangen ist. Der Keim dazu liegt schon im homerischen Epos, wo Achilleus II. 1,234 den Schwur thut: So wahr dieses Scepter nie wieder Blätter und Zweige tragen wird, so wahr werden die Achäer mich einst schmerzlich vermissen. In Euripides' *Medea* 410 f. singt der Chor: Aufwärts fließen der heiligen Flüsse Quellen, denn das Recht und alles wird verkehrt. Unter den römischen Dichtern wenden Horaz, Propertius, Ovid häufig derartige Vergleiche an. Auch Vergil hat der Geschmacksrichtung seiner Zeit Rechnung getragen: Eher sollen flüchtige Hirsche auf der Meeresfläche weiden, und die Fische sollen auf dem Trockenen bleiben; eher soll der Parther und der Deutsche seinen Wohnsitz vertauschen . . ., als je Caesars Bild aus Tityrus' Herzen verschwindet, Ekl. 1,59—63. Eher soll es Turnus gelingen, das Meer als die heiligen Schiffe zu Asche zu verbrennen, Aen. 9,115. Wenn ein Diomed die Waffen der Troer fürchtet, dann flieht auch der Aufidusstrom vor den Wogen des Hadriameers zurück (11,404 f.). Keine Gewalt kann den König bundbrüchig machen, selbst wenn die Erde sich ins Meer auflöste oder der Himmel in die Hölle stürzte (12,204). Diese Redeweise trägt ein unverkennbar rhetorisches Gepräge und ist wahrscheinlich auf Einflüsse der Rhetorik zurückzuführen. Denselben Eindruck machen zwei bei Schiller vorkommende Beispiele. Auf des Königs Frage: Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn? erwidert Johanna: Eh' siehest du die Loire zurücke fließen! Noch rhetorischer ertönt die Klage der Ceres Str. 6: Einmal in die Nacht gerissen bleibt sie ewig mir geraubt, bis des dunklen Stromes Welle von Aurorens Farben glüht, Iris mitten durch die Hölle ihren schönen Bogen zieht. Die in dieser Redeweise erkennbare Übereinstimmung Schillers mit Vergil ist, wie ich ausdrücklich bemerke, von keinem der Parallelsucher hervorgehoben worden, obgleich dieser Punkt mindestens dieselbe Beachtung verdient als andere Parallelen. Aber auch hier liegt nicht eine Nachahmung sondern die Anwendung eines als wirksam erkannten Kunstmittels zu Grunde. Ebenso gut wie Vergils wäre auch Shakespeares Einfluss denkbar, der in dieser poetisch-rhetorischen Ausdruckweise Meister ist. Eine derartige Stelle findet sich z. B. im *Macbeth* 2,2, die nach Schillers Bearbeitung 2,4 so lautet: Kann der gewässerreiche Meergott selbst mit seinen Fluten allen dieses Blut von meiner Hand abwaschen? eher färben sich alle Meere rot von dieser Hand! Aus mehreren Beispielen im *Lear* sei eins 2,4 ausgewählt: Dies Herz soll eh' in hunderttausend Scherben splintern, bevor ich weine.

Die letzte Gruppe der in diesem Zusammenhang in Betracht kommenden Parallelen umfasst diejenigen, welche auf einer Ähnlichkeit der von beiden Dichtern geschaffenen Situationen beruhen. Dass gleiche Lagen gleiche Gedanken und Aussprüche erzeugen, ist im menschlichen Leben und in der Geschichte oft genug beobachtet worden und kann daher auch bei den Dichtern nicht auffällig sein. Den in den Kampf ziehenden Soldaten blicken von der Stadtmauer

aus die Mütter und Gattinnen ängstlich nach, folgen mit den Augen der Staubwolke und den blitzenden Waffen, 8,592 ff.: Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter, blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang, Spaziergang 91 f. So erscheinen schon in der Ilias neben den Greisen Frauen auf der Mauer, z. B. während der Waffenruhe (3,121—244) Helena, und beim letzten Kampfe Hektors (22,405—515) neben Priamus die Mutter und die Gattin des kämpfenden Helden. Auch Horaz lässt Od. 3, 2, 6 ff. die Braut des Kämpfenden neben ihrer Mutter der blutigen Schlacht zuschauen. Und wie allgemein menschlich ist der Zug, dass eine Mutter ihrem in eine ungewisse Zukunft fortziehenden Sohne schmerzlich nachblickt, wie es uns Parzivals Abschied von seiner Mutter bei Wolfram 128 zeigt. — In dem letzten Zweikampf zwischen Aeneas und Turnus wird nicht um den leichten Preis im Spiel gestritten sondern um des Gegners Blut und Leben (12,764 f.): so hat Tell (4,3) manchen schönen Preis sich heimgebracht im Freundschiessen, aber heute will er den Meisterschuss thun. — Nisus bittet für seinen Freund, der für ihn sein Leben gewagt hat und in die Hände der Feinde gefallen ist: Mich, mich, da bin ich (*adsum*), der Thäter, mich treffet mit dem Eisen! 9,427; ähnlich ist die Lage in der Bürgschaft Str. 18: Mich, Henker, ruft er, erwürget! Da bin ich, für den er gebürget! Schon in Schillers Quelle *Hygin* fab. 257 ruft Moerus von weitem: Halt ein, Henker, da bin ich (*adsum*), für den er gebürget hat! Also mit Vergil verbindet ihn nur die Gleichheit der Situation. — Macht ein Jüngerer in der Versammlung einen Vorschlag, so spricht er wie Nisus (9,234): Höret mich an mit billigem Sinn und schätzt meinen Rat nicht nach den Jahren. So redet auch Melchthal im Tell 1,4 zu den älteren Freunden: Nicht weil ich jung bin und nicht viel erlebte, verachtet meinen Rat und meine Rede. — Die Leiche des gefallenen Jünglings wird von Waffengefährten zu dessen Vater getragen und schon von ferne versteht sein unheilahnendes Herz ihr Klagen, 10,843. So ahnt Isabella (Br. v. M. 4,3), als der verhüllte Leichnam ihres ältesten Sohnes herbeigetragen wird, das Unheil schon von weitem. — So sehe ich dich wieder, mein Euryalus? klagt die Mutter des Gefallenen (9,481); ebenso Isabella (Br. v. M. 4,3) beim Anblick ihrer scheinbar leblosen Tochter: Mein Kind, so sehen wir uns wieder? und der Gastfreund von Korinth (Kr. d. Ib. Str. 7): Muss ich so dich wiederfinden?

Die vorhergehende Betrachtung einzelner Parallelstellen bei Schiller und Vergil, deren Zahl sich leicht um das Doppelte vermehren liesse, führt uns zu der klaren Erkenntnis, dass eine auffallende und ausgedehnte Übereinstimmung zwischen beiden Dichtern unleugbar vorhanden ist. Wenn ich versucht habe, diese Thatsache aus tiefer liegenden Gründen zu erklären, eine unmittelbare Abhängigkeit des deutschen Dichters aber möglichst zurückzuweisen, so hat mir bei diesem Versuche, wie ich dankbar anerkenne, die vorher erwähnte Abhandlung von G. Hauff in vielfacher Beziehung als Richtschnur gedient. Trotzdem habe ich in meiner Darstellung einen selbständigen und zum Teil von ihm abweichenden Weg eingeschlagen. Völlig einverstanden bin ich mit der allgemeinen Bemerkung, die H. S. 53 gemacht hat. „Wenn es wahr ist, dass Vergil der einzige klassische Autor ist, den Schiller gründlich im Original gelesen und studiert hat, so kann dies seinen Grund nur darin haben, dass er sich von ihm als einem in mehrfacher Hinsicht wahlverwandten Geiste ganz besonders angezogen fühlte. Diese geistige Ähnlichkeit bei-

der Sänger haben Br. und Oe. nicht gehörig gewürdigt; namentlich übersieht Br. vor der Menge einzelner Gedanken, die an Vergil erinnern, das geistige Band, das beide verknüpft, die Ähnlichkeit der Weltanschauung bei dem klassischen und dem modernen Schriftsteller. Vor lauter Parallelen kommt es zu keiner durchgreifenden und zusammenhängenden Parallele; vor lauter Bäumen sieht man den Wald nicht.“

Aber es ist leichter, das Richtige zu erkennen als auszuführen. Um die innere Verwandtschaft beider Dichter zu zeigen, lässt Hauff eine lange Reihe gleichartiger Anschauungen, Eigenschaften und Neigungen beider vor unseren Augen vorüberziehen, aber er versäumt es, sie aus einer Quelle herzuleiten und als Äusserungen einer gleichen Grundstimmung der Seelen zu erweisen. Infolgedessen giebt er uns kein überzeugendes Gesamtbild ihrer Persönlichkeit und verfällt damit unbewusst in denselben Fehler, den er seinen Gegnern vorgeworfen hat. Gerade aus diesem Grunde habe ich das von ihm in richtiger Fassung aufgestellte Thema einer erneuten Behandlung für wert und bedürftig gehalten. Folgen wir bei unserer vergleichenden Betrachtung der Richtlinie, welche der Dichter des Wallenstein (T. 2, 4) uns vorgezeichnet hat:

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,

So weiss ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Die sittlich-geistige Persönlichkeit beider Dichter trägt einen gemeinsamen Grundzug, die Lauterkeit der Gesinnung. Eine kindlich reine Seele tritt uns in Vergil entgegen. Als er in der „jungfräulichen“ Stadt Neapel an seinem Gedicht vom Landbau arbeitete, wurde er selbst dort der Jungfräuliche, Parthenias, genannt. Der in aufrichtiger Freundschaft mit ihm verbundene, nur fünf Jahre jüngere Horaz nennt ihn die andere Hälfte seiner eigenen Seele Od. 1, 3, 8, eine *anima candida*, wie sie reiner die Erde nicht getragen hat Sat. 1, 5, 40, einen vortrefflichen Menschen Sat. 1, 6, 54; und in der Schilderung eines ungenannten Freundes, der im Äusseren nachlässig, ein gutes Herz und ein grosses Talent besitze, Sat. 1, 3, 29 ff., glaubten alte Erklärer die Züge Vergils zu erkennen. Wenn er dank der Freigiebigkeit eines Maecenas und Augustus sich schliesslich eines auskömmlichen Vermögens erfreute, so verschmähte er (nach Donat 57,11; vergl. O. Ribbeck, Geschichte der Römischen Dichtung II 104) doch unedle Mittel sich zu bereichern: die Güter eines Verbannten, die Augustus ihm anbot, schlug er aus. — Dieser Charakterzug prägt sich auch in den Gestalten seiner Dichtungen aus. Seinen Helden Aeneas nennt er edel (*pius* 1,220 und oft), hochherzig (*magnanimus* z. B. 1,260), fest auf einem Sinn beharrend (4,438 ff.) und lauter (*castus* 6,563).

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele! So lässt der Dichter der Kraniche des Ibykus den Chor singen, und damit giebt er sich selbst in seinem innersten Wesen kund. Sein reines, unverfälschtes Herz spiegelt sich in den Urteilen seiner Freunde und nächsten Angehörigen wie in den Charakteren seiner Dichtungen ab. Als Hoven den Jugendfreund nach zehnjähriger Trennung als einen „vollendeten Mann“ wiederfand, schrieb er: Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Ähnlich urteilt die Gattin: Sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, . . . diese erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. — Niemand hat sein Wesen besser erkannt als Wilhelm von Humboldt. „Man kann von ihm

mit Wahrheit sagen," heisst es in dessen Vorerinnerung zu dem Briefwechsel (Stuttgart 1900 S. 14), „dass, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte, dass er die hohen und edlen Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug.“ Aber das schönste Denkmal hat ihm Goethe gesetzt mit dem herrlichen Ausspruch: Hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine. — Keine von den Gestalten seiner Muse offenbart diesen Charakterzug deutlicher als Max Piccolomini, der in dem wilden Kriegsleben sich die Reinheit des Herzens bewahrt hat, der die krummen Wege der Staatskunst hasst (Picc. 5,3) und dem Zuge seines Herzens folgend in den Tod geht. Diese Gestalt hat der Dichter mit dem Herzen geschaffen, für den jungen Piccolomini ist er nach dem Brief an Goethe (28. 11. 1796) „durch seine eigene Zuneigung interessiert.

Auf der Lauterkeit des Herzens ruht das reine Glück des Familienlebens. Vergil besass, wenn auch unverheiratet, einen ausgeprägten Familiensinn; er war ein treuer Sohn und hatte ein warmes Herz für seine Geschwister. Der Held der Aeneis offenbart eine innige Liebe zu den Seinen, von deren Schicksal er das eigene nicht trennen kann und deren Rettung ihn alle Kämpfe und Leiden geduldig ertragen lässt (2,657). Mit tiefempfundenen Worten gedenkt der Dichter (6,860—886) des in voller Jugendkraft den Seinen entrissenen Marcellus und soll nach alten Zeugnissen durch den warmen Vortrag dieser schönen Stelle die trauernde Mutter zu Thränen geführt haben.

Mit wie inniger Liebe hing Schiller an seiner Familie! Recht charakteristisch für seine Gesinnung sind die Worte, die er nach dem Tode des Vaters an seine Mutter schrieb: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen, mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er . . . mit einem so kindlichen, reinen Sinn von der Welt zu scheiden.“ Erst durch die Ehe sah er sein Dasein „in eine harmonische Gleichheit gerückt“, in ihr fand er nach den Stürmen des Lebens den ruhigen Ankerplatz. So ist auch in vielen seiner Dichtungen das Glück oder Unglück des Familienlebens ein bedeutsames Motiv geworden. Ein Konflikt zwischen Vater und Sohn ist in den Dramen von den Räufern bis zum Wallenstein, der Streit feindlicher Brüder in der Braut von Messina wie in den Räufern die Quelle tragischer Verwicklung. Andererseits wird in der Glocke und im Tell der Segen eines glücklichen Familienlebens mit unauslöschlichen Farben ausgemalt.

Die oft ausgesprochene Wahrheit, dass echte Freundschaft nur unter Guten bestehen kann, findet an Vergil und Schiller ihre Bestätigung. Das stille, in sich gekehrte Wesen des römischen Dichters sah die Welt in seinen Freunden. Ihnen las er seine Werke zuerst vor, von ihnen empfing er Rat und Anregung. Die enge, ungetrübte Freundschaft, die ihn mit dem so verschieden angelegten Horaz, mit den beiden künftigen Herausgebern seines Hauptwerkes L. Varius und Plotius Tucca, mit seinen hohen Gönnern Asinius Pollio, Maecenas und Augustus verband, zeugt von der Liebenswürdigkeit seines Herzens. Der aufopfernden Freundestreue hat er in der Episode von Nisus und Euryalus (9,174—447) ein schönes Denkmal gesetzt. — Auch Schiller hat den Segen wahrer Freundschaft an sich genossen. Unter den Mächten, die ihm liebend und tröstend zur

Seite stehen, nennt er am Schluss der „Ideale“ (1795): der Freundschaft leise, zarte Hand. Männer wie Körner, Humboldt, Goethe, Baggesen, Prinz Friedrich von Augustenburg und „der Augustus der Deutschen“ Herzog Karl August sind leuchtende Sterne auf seinem Lebenswege. Gestalten wie Don Carlos und Posa, die Freunde in der Bürgerschaft zeugen von der veredelnden Macht der Freundschaft; selbst ein Wallenstein muss (T. 4, 3) beim Verlust seines jungen Freundes Max bekennen: über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

Aus der Stellung des einzelnen im Familien- und Freundeskreise darf man auf das Verhältnis zu seiner weiteren Umgebung und endlich zu seinem Volke schliessen. Die vaterländische Gesinnung beider Dichter habe ich nach ihrem Mass und Ziel schon im Eingang besprochen. Hier sei nur soviel erwähnt, dass ein Volk die Lauterkeit der ihm entgegengebrachten Liebe am deutlichsten durch seine Gegenliebe anerkennt. Beiden Nationaldichtern sind schon zu ihren Lebzeiten begeisterte Huldigungen zu teil geworden. Als einst im Theater Verse Vergils vorgetragen wurden, erhob sich die Zuschauermenge und ehrte so den zufällig anwesenden Dichter, wie sonst den Augustus. „Wenn er sich einmal, was höchst selten geschah, in Rom auf der Strasse sehen liess, so entstand ein Zusammenlauf; man folgte seinen Spuren und zeigte auf ihn, so dass der bescheidene, weltfremde Mann sich bald in das nächste Haus flüchtete“ (Ribbeck R. D. 104, nach Donat 57,9). Lebhaft werden wir dadurch an die begeisterten Ehrenbezeugungen erinnert, die dem deutschen Dichter bei und gleich nach der Aufführung seiner Jungfrau in Leipzig dargebracht wurden, so dass des Dichters Mutter äusserte: „das ist freilich eine Ehre, die nur einem Prinzen gemacht wird.“ So wirken die Äusserungen einer reinen Seele auf jedes Herz mit unwiderstehlicher Gewalt.

Dem beiden Dichtern innewohnenden Gefühl für das Reine, Einfache und Ursprüngliche entspricht ihr Verhältnis zu der Natur. Denn „das Gefühl, womit wir an der Natur hängen“, sagt Schiller über naive und sentimentalische Dichtung XV 485, „ist dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen.“ Ein sentimentaler Zug geht durch Schillers wie durch Vergils Naturempfindung. Als Sohn eines bescheidenen Landmanns brachte dieser seine Kindheit in engster Verbindung mit der ländlichen Natur Oberitaliens zu. Das idyllische Hirtenleben hat er in seinen Eklogen, die Leiden und Freuden des Landmannes in seinen Georgica zu schönen, mannigfaltigen Bildern gestaltet. Wahrlich, ruft er Georg. 2,458 aus, allzu beglückt sind die Landleute, wenn sie ihre Vorzüge nur kennten, wie sie fern von den Waffen der Zwietracht ein einfaches Leben geniessen! Eine reiche Fülle lebensvoller Naturschilderungen bietet die Aeneis; „die ewig frischen Wunder der Natur begleiten, ohne sich vorzudrängen, den Gang der Erzählung“ (Ribb. S. 97). — Unter ähnlichen Eindrücken ist Schiller aufgewachsen. Der ihm vom Vater eingepflanzten Liebe zum Land- und Gartenbau ist er sein Leben lang treu geblieben. An seine künftige Gattin schrieb er 1788: „Sie haben mir einmal gesagt, dass eine ländliche Einsamkeit im Genuss der Freundschaft und schönen Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. Hier wäre schon eine wesentliche Übereinstimmung zwischen uns. Ich kenne kein höheres Glück.“ Vierzehn Jahre später dichtete er die herrlichen Verse der Braut von Messina 4,7, wo der Chor den selig preist, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des

Lebens verworrenen Kreisen, kindlich liegt an der Brust der Natur. Welche Befriedigung erfüllte ihn, als er das lieblich gelegene Gartengrundstück in Jena erworben hatte: „nun schmückt' er sich die hohe Gartenzinne, von wannen er der Sterne Laut vernahm“ (Goethe, Ep. z. S. Gl. 5). Ganz wie Vergil besingt er die einfachen Freuden des Landmanns im Spaziergang: Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet, teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz. Wie jener die satzungbringende Ceres (4,58) als die Stifterin des Ackerbaus verherrlicht (Georg. 1,147 ff.), so nennt dieser sie im Eleusischen Fest die Bezähmerin wilder Sitten und stellt ebenso den Ackerbau als die Macht dar, welche Menschen vereint, Staaten gründet und erhält.

Mit der Sehnsucht nach der reinen, unverfälschten Natur und nach einem Zustande der Unschuld steht die Erinnerung an ein goldenes Zeitalter und die Hoffnung auf dessen Wiederkehr in engster Verbindung. Wie andere Dichter ihrer Zeit so haben Vergil und Schiller von den Freuden einer idyllischen, harmlosen Zeit gesungen, in der ein ungestörter Friede herrschte, in der Sünde, Hass und Streit unbekannt war. Wiederholt schildert Vergil jene längst entschwundene goldene Zeit, als die Menschen noch nicht unter dem Druck der Arbeit seufzten, sondern der Boden ohne Zwang alle Früchte trug, Georg. 1,125 ff., als Saturnus in Latium regierte, der die getrennt lebenden Menschen zu friedlicher Gemeinschaft vereinte, Aen. 8,321 ff. — Auch Schillers Phantasie versetzt uns oft in eine bessere Zeit zurück. Lieben Freunde, es gab schönere Zeiten als die unsre — das ist nicht zu streiten, und ein edler Volk hat einst gelebt (An die Freunde). Freund, du kennst doch die goldene Zeit, es haben die Dichter manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt (der Genius 15 f.). Im ersten der „vier Weltalter“ (Str. 6) regierte Saturnus schlicht und gerecht; . . da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht, und brauchten für gar nichts zu sorgen; . . die Erde gab alles freiwillig her. Aber im Unterschiede von seinem römischen Vorgänger ist er weit entfernt, an eine äusserliche Wiederkehr der goldenen Zeit zu glauben. In seinen „Worten des Wahns“ 1799 erklärt er den Menschen geradezu für bethört, so lange er noch an eine goldene Zeit glaubt, wo das Rechte, das Gute siegen wird. Hatte Goethe zehn Jahre früher in seinem Tasso 2,1 den Gedanken ausgesprochen, dass die Guten die goldene Zeit zurückbringen, so gestaltete Schiller gemäss seiner sittlich-ästhetischen Anschauung diesen Gedanken dahin um, dass nur das Schöne im stande ist, die Menschheit auf eine höhere Stufe zu erheben, und stellte in Poesie und Prosa die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts als sein Ideal auf. In diesem Sinne verstehen wir den Schluss der „Worte des Wahns“: Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre! es ist nicht draussen, da sucht es der Thor, — es ist in dir, du bringst es ewig hervor. So hat Schiller die mit Vergils Anschauungen übereinstimmende Hoffnung auf eine goldene Zeit in wunderbarer Weise vertieft.

Wer reines Herzens nach der Weisheit sucht, der erlangt dadurch die verlorene Natur zurück. Dieser in Schillers „Genius“ 35 f. ausgesprochene Gedanke enthält den Keim seiner philosophischen Studien. Auch an Vergil entdecken wir ein tiefes Verlangen, nach dem Ursprung alles Seienden zu forschen. Den Trieb zu philosophischem Denken pflanzte ihm der Epikureer Siron in die Seele. Schon in seiner sechsten Ekloge lässt er den Silen tief sinnige Lehren von der Entstehung des Weltalls vortragen, und in den Georgica 2,490 preist er glücklich, wem es gelang der Dinge

Ursachen zu erkennen, wer alle Schreckbilder und das unerbittliche Schicksal unter die Füße getreten hat und das Getöse des habgierigen Acheron. Die musterhafte Ordnung des Bienenstaats führt ihn, Georg. 219 ff., auf den Gedanken, dass allen erschaffenen Wesen der göttliche Weltgeist innewohnt. In Didos Palast (Aen. 1,740) singt der Sänger beim Mahle von dem Höchsten, was den Menscheng Geist beschäftigen kann, von den Bahnen der Sterne, vom Ursprung der Menschen und Tiere, von den Ursachen der Naturerscheinungen. Anchises belehrt in der Unterwelt (6,724 ff.) seinen Sohn über den alles durchdringenden göttlichen Geist, über den Zustand der Verstorbenen und die Reinigung der Seelen bis zur Wiederkehr ins Leben. Diese wiederholten Beweise philosophisch-religiöser Vertiefung machen den uns überlieferten Vorsatz des Dichters begreiflich, den Rest seines Lebens nach Vollendung der Aeneis ganz der Philosophie zu widmen. — Noch enger verbindet sich in Schillers Natur der Dichter mit dem Philosophen. Schon in der Recension von Bürgers Gedichten 1791 (H. XIV 522) macht er es jedem Dichter zur höchsten Pflicht, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern. Denn es ist „nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt.“ In dieser Überzeugung durchforscht er vor allem das Gebiet der Ästhetik. Seine umfassenden Untersuchungen über das Wesen und den Begriff des Schönen und über die Grundgesetze der poetischen Darstellung erfüllen ihn mit neuer Kraft zu dichterischem Schaffen; und nicht nur die „philosophischen“ Gedichte sondern alle seine späteren Erzeugnisse sind nach ihrer künstlerischen Anlage und nach ihrem Gedankeninhalt als die Frucht dieser Studien zu erkennen.

Je mehr ein nach innerer Läuterung ringender Geist sich seinem hohen Ziele nähert, um so schmerzlicher empfindet er, wie viel ihm noch an der Vollkommenheit fehlt. Jeder Erfolg spornt ihn zu neuem Bemühen an, und niemals glaubt er genug gethan zu haben. Es ist erstaunlich, mit wie gründlichem und stetigem Fleisse beide Dichter an ihren Kunsterzeugnissen gearbeitet haben. Vergil gab sich jeder Aufgabe, die er sich einmal gestellt hatte, ganz und ausschliesslich hin; er ging zu keiner neuen über, ehe die Lösung der alten völlig abgeschlossen war. Drei Jahre arbeitete er unausgesetzt an seinen Hirtenliedern, sieben Jahre widmete er dem Gedicht vom Landbau und elf der Aeneis. Umfassende Vorstudien stellte er, wie für alle Dichtungen, so besonders für sein Epos an. Mit dem Fleisse eines Gelehrten durchforschte er historische und antiquarische Quellen, legte dann den gewaltigen Stoff in prosaischen Entwürfen nieder und führte darauf bald diese bald jene Partie in Versen aus. Täglich pflegte er morgens eine grössere Menge von Versen zu dichten, sie dann bis zum Abend sorgfältig durchzuarbeiten und auf das knappste Mass zurückzuführen. Wie die Bärin ihren neugeborenen Jungen erst durch Putzen und Lecken Gestalt gebe, so machte er es, wie er im Scherz äusserte, mit seinen Versen. Nur schwer liess er sich dazu bewegen, einzelne Teile des noch unvollendeten Ganzen bekannt werden zu lassen; und seinen Freunden trug er auf, die Aeneis zu verbrennen, wenn er vor ihrer Vollendung stürbe. Dabei war seine Gesundheit häufigen Anfechtungen ausgesetzt, die ihm strengste Vorsicht und Mässigkeit auferlegten. Alle diese Nachrichten geben uns die Überzeugung, dass sein Leben Mühe und Arbeit gewesen ist.

Nicht so ruhig und folgerichtig, sondern weit mannigfaltiger und umfassender zeigt sich die

Thätigkeit Schillers. In welchen Abschnitt seines vielbewegten Lebens oder auf welches Feld seines reichen Schaffens wir einen Blick werfen mögen, überall begegnet uns ein unermüdlich ringender Geist, der auch im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammelt. Nachdem das unruhige Feuer der Jugend erloschen ist und die Ideale entflohen sind, ist ihm eine treue Genossin die „Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört.“ Wie sein Tell genießt er dann erst seines Lebens recht, wenn er's sich jeden Tag aufs neu' erbeutet. Mit heldenmütiger Kraft bezwingt er seine körperlichen Leiden. Kaum hat er ein Werk vollendet, so taucht schon ein neuer Plan vor seinem Dichtergeiste auf. Freilich die glückliche Gabe, alles innerlich Erschaute leicht und rasch zu gestalten, die z. B. Goethe besass, war ihm ebenso wenig zu teil geworden wie Vergil. „Während wir anderen“, schreibt er am 21. 7. 1797 an J. H. Meyer, „mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er (Goethe) nur an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen.“

Wegen des angeblichen Mangels an unmittelbarer Schöpferkraft sind beide Dichter vielen ganz ungerechtfertigten Angriffen ausgesetzt gewesen. Kurzsichtige Verkleinerer suchten schon im Altertum die Dichtungen Vergils als Ergebnis eines mühseligen Bienenfleisses hinzustellen. Ein gewisser Octavius Avitus füllte acht *volumina* mit Anklängen bei Vergil an andere Dichter, und ein Perellius Faustus sammelte unter dem Titel „Diebstähle“ (*furta*) namentlich Entlehnungen aus Homer. Vergil selbst gab darauf die treffende Antwort; man möge es ihm nur einmal nachmachen und werde schon sehen, dass es leichter sei, Herkules die Keule als Homer einen Vers zu nehmen. Und bis in die neueste Zeit hat man besonders in Bezug auf seine Eklogen die Originalität des Dichters auf ein ganz geringes Mass herabzusetzen gesucht. Aber bei tieferem, liebevollem Eindringen wird jeder die selbständig gestaltende Kraft eines wahren Dichters erkennen. Ganz genau so steht es mit Schiller. Nicht in der Sammelarbeit des Gelehrten, die seinen grossen Dichtungen vorausgeht, nicht in dem staunenswerten Fleisse, der alle seine Entwürfe kennzeichnet, besteht seine Grösse, sondern in der wahrhaft künstlerischen Gestaltung und Zusammenfassung einer ungeheuren Menge von Einzelheiten⁵⁾. Nur ein wahrer Dichter konnte z. B. einen so gewaltigen kaum übersehbaren Stoff, wie er dem Wallenstein oder Tell zu Grunde liegt, bewältigen, organisieren, zu einem lebensvollen Gebilde umschaffen und dabei alle die kleinen charakteristischen Züge verwenden, welche die Überlieferung ihm geboten hatte. In dieser Beziehung stimme ich dem Urteile L. Bellermanns (Schillers Dramen II 483 f.) zu, der am Tell das Bewunderungswürdige nicht sowohl darin sieht, dass der Dichter alle kleinen Züge aus seinen Quellen aufas, denn „das könnte wohl auch bloss Fleiss und Verstand zuwege bringen; aber wahrhaft genial ist die Art, wie er sie zu einem Ganzen verwob und belebte, so dass sie nicht als einzelne aufgesetzte Fetzen erscheinen, sondern zu einem grossen, zusammenhängenden Teppich wurden.“ Dies ist der einzig richtige Gesichtspunkt, nach welchem Schillers Verhältnis zu Vergil, wie ich es vorher auseinandersetzen versucht habe, und ebenso gut auch Vergils Stellung zu seinen Vorgängern beurteilt werden muss. Beide entsprechen durchaus dem Bilde des wahren Dichters, das Goethe in seinem Tasso so meisterhaft zeichnet:

⁵⁾ Vgl. J. Wychgram, Schiller, 3. Aufl. 1898 S. 416; Unbescheid in Lyons Zeitschr. f. d. d. U. 1899, 624 f.

Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Damit sind wir zu dem Punkte gelangt, in welchem naturgemäss jede Vergleichung beider Dichter gipfeln muss, der Schilderung ihrer dichterischen Eigenart. Wenn schon die vorausgegangene Betrachtung der übereinstimmenden Äusserungen manches Streiflicht auf ihre künstlerische Persönlichkeit geworfen hat, so ist es doch jetzt erst möglich und notwendig, die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zu vereinigen. In der aus einem reinen Herzen kommenden Richtung auf das Ideale liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Mit der Macht der Phantasie vereinigte sich die Tiefe der Gedanken, eine wundervolle Sprache und meisterhafte Form, um die Erscheinungen der nackten Wirklichkeit, welche Vergangenheit und Gegenwart ihnen vor Augen stellte, mit Schönheit und Anmut zu umkleiden. Schon die frühesten Erzeugnisse der ländlichen Muse Vergils zeigen die ihn umgebenden Zustände und Personen in idealer Beleuchtung. Trotz der offenkundigen Nachahmung Theokrits erkennen wir unter der Maske von Hirten den Dichter selbst, seine Freunde und Zeitgenossen wieder, und in ihren Reden sind die bewegenden Gedanken seiner Zeit niedergelegt. Ebenso haben wir in Schillers Jugendwerken ein Spiegelbild seines inneren Lebens, und selbst die scheinbar erfundenen Gestalten seiner ersten Dramen verdanken dem freilich noch engen Erfahrungskreise des Dichters ihre Entstehung. — Auf eine höhere Stufe seiner Kunst erhebt sich Vergil in den *Georgica*. Den an sich spröden Stoff versteht er mit wunderbarer Anmut zu gestalten. Die nüchternen Verrichtungen des Landmanns belebt er durch mannigfaltige Betrachtungen und Schilderungen, richtet den Blick auf die Ereignisse der Zeitgeschichte und legt überhaupt alles darauf an, auf die Phantasie und das Gemüt des Lesers zu wirken. So ist der trockene Ton, den man von einem Lehrgedicht erwartet, aufs glücklichste vermieden, und mit Recht nennt Ribbeck dieses liebenswürdige, gemüt- und geistvolle Werk eins der edelsten Kleinode der römischen Dichtung, das den Genius des Verfassers wie seiner Nation von der besten Seite zeigt (*Gesch. d. röm. Dichtung* II 53). In noch höherem Masse besass Schiller die Fähigkeit, äussere Vorgänge und Erscheinungen, die sich scheinbar jeder poetischen Behandlung entziehen, auf eine Höhe zu erheben, wo sie dem Leser in einem neuen, ungeahnten Lichte erscheinen. Wie lebendig weiss er im „Spaziergang“ an der Hand der wechselnden Bilder, welche die Natur dem Wanderer bietet, die Kulturentwicklung der Menschheit vor Augen zu führen; wie meisterhaft versteht er im „Eleusischen Fest“ die Segnungen des Akerbaus in eine Reihe mythologisch-belebter Vorgänge umzuwandeln; mit welcher Plastik lässt endlich das Meisterstück aller Poesie, die *Glocke*, neben dem äusseren Hergang des Glockengusses das gesamte Menschenleben mit seinen Freuden und Leiden in der Familie und im Staatswesen an uns vorüberziehen! In diesem Lichte erhält auch der vielgeschmähte Schild des Aeneas (8,608—731) neuen Glanz. Wenn Lessing im 18. Kapitel des *Laokoon*, wie nach ihm viele andere, der Darstellung Vergils im Vergleich mit der Homers Kälte und Langweiligkeit vorwirft, so hat er den ganz verschiedenen Zweck des römischen Dichters nicht genügend berücksichtigt. Das Leben und Werden des römischen Volkes giebt seinen

Bildern Bewegung, und darin, dass der Schild selbst weissagt, besteht ein Fortschritt der Handlung.⁶⁾ Dasselbe Motiv verwertet Schiller in den Piccolomini 4, 5, indem er den goldenen Prachtpokal, wo „in erhabner Arbeit sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet,“ zum Verständnis der Handlung beitragen lässt. Aber der dramatische Dichter genießt hier den Vorteil, dass er die Beschreibung und die Deutung der Bilder dialogisch verteilen kann.

Vergil hat seine Grösse im Epos, Schiller im Drama. Aber beide Dichtungsarten sind in Wirklichkeit durchaus nicht so streng geschieden, wie die schulmässige Einteilung uns glauben lässt. Vergil war seiner pathetisch-rhetorischen Anlage nach eher zum dramatischen als zum epischen Dichter bestimmt. Die Aeneis zeigt von Anfang bis zu Ende eine dramatische Bewegung; einzelne Gesänge darf man, wie Platen in seiner Abhandlung über das Theater als Nationalinstitut 1825 treffend bemerkt, geradezu Tragödien nennen, denen bloss die dramatische Form fehlt. Am deutlichsten tritt der dramatische Charakter in der Behandlung der Reden hervor. Zwar gehören Reden der handelnden Personen von Alters her zum Rüstzeug des epischen Dichters, aber diese treten bei Vergil weit lebendiger als bei Homer aus dem Rahmen der ruhigen Erzählung heraus; abweichend von seinem griechischen Vorbilde geht der Dichter oft mitten im Verse zu direkter Rede über und deutet den Beginn derselben häufig nur kurz an, wie 1,335, oder lässt die ankündigende Formel z. B. 2,675; 3,84; 4,416 sogar vollständig weg. Ebenso verfährt Schiller in seinen Balladen, die sich überhaupt wie die Aeneis auf dem Grenzgebiet zwischen Epos und Drama bewegen. Ein kleines Drama könnte man den Ring des Polykrates nennen (vgl. Wychgram S. 385), und wenn man die Reden im Alpenjäger, in den Kranichen z. B. Str. 3 u. 5—7, in der Bürgerschaft Str. 4; 8; 12 u. öfter, im Taucher Str. 10 ansieht, so entdeckt man darin die Keime des dramatischen Dialogs. — Auch Monologe verwendet der römische Dichter, um folgenschwere Entschlüsse, wie 1,37—49; 4,534—552, oder bedeutsame Wendepunkte der Handlung, wie 7,293—322, dem Leser zu Gemüt zu führen. Schillers Cassandra beklagt ihr Geschick im Selbstgespräch, seine Klage der Ceres ist ein einziger Monolog; in Dramen, z. B. in Wallensteins Tod (1,4), im Tell (4,3) und in der Jungfrau (4,1) bildet jedesmal ein Monolog nach Goethes treffendem Ausdruck die „Achse“ des Stückes. — Erzählende Abschnitte, wie die Laokoonscene 2,199—234, führen dem Leser dramatisch bewegte Hergänge vor Augen, die in wohlgegliederter Steigerung die herrschende Idee zum Ausdruck bringen. Und wenn Schiller sich lange Zeit mit epischen Plänen beschäftigte, so schwebte ihm nach seinem eigenen Zeugnis (vgl. Teil I S. 12 ff.) vorzugsweise Vergils Darstellungsart als Muster vor. Seine Balladen, die wir als die erste reife Frucht seiner Vergilstudien ansehen dürfen, und seine Meisterdramen, in denen er zur freien Herrschaft über alle Dichtungsarten gelangt ist, zeugen wie sein römisches Vorbild von der wunderbaren Kunst, alle zerstreuten Züge „in einem Brennpunkte aufzufangen“ (Wychgram, S. 429), alles Nebensächliche beiseite zu lassen und die Grundidee zu plastischer Schönheit zu gestalten.

Vergils epische Kunst beruht im Gegensatz zu der Homers offenbar darauf, dass er mit der

⁶⁾ Th. Plüss, Vergil und die epische Kunst, 1884 S. 305; vgl. P. Deuticke, Schulausg. d. Aeneis. 1895, II 185 ff.

objektiven Seite der Handlung, die ihm mit diesem gemeinsam ist, eine subjektive Auffassung verbindet, dass er beide Anschauungen kunstvoll verknüpft und zu einander in Wechselwirkung treten lässt. Während er die Zustände einer längst vergangenen Zeit und das Wirken eines edlen Mannes für die Zukunft seines Volkes in einem lebensvollen Idealbilde entrollt, steht sein Werk doch mit allen Wurzeln in der Gegenwart, deren Sitten und Einrichtungen, Gedanken und Ereignisse durch ähnliche Vorgänge der Vergangenheit symbolisch angedeutet werden. Die Gedächtnisfeier des Aeneas zu Ehren seines verstorbenen Vaters (5,104 ff.) soll z. B. an die Ehren erinnern, die Augustus dem grossen Caesar nach seinem Tode erwiesen hat (Ribbeck S. 94). Dieselbe Eigentümlichkeit begegnet uns in Schillerschen Dramen. Im Wallensteindrama erinnert die Laufbahn des Helden an das gleichzeitig beginnende Aufsteigen Napoleons (Wychgram 415), und die unglückliche Lage Frankreichs vor dem Auftreten der Jungfrau von Orleans enthält eine zweifellos vom Dichter beabsichtigte Hindeutung auf die Erniedrigung Deutschlands im Anfang des 19. Jahrhunderts. — Der römische Epiker geht in seinem Bestreben, die Gegenwart mit der Handlung seines Gedichts in Beziehung zu setzen, so weit, dass er bestimmte Namen von Zeitgenossen verewigt: Julius ist der Stammherr der Julier (1,288), und an der Regatta (5,116 ff.) nehmen die Ahnen hervorragender römischer Geschlechter teil. Ebenso hat Schiller der edelsten Gestalt in seinem Erstlingsdrama nach dem ehrwürdigen Lehrer seiner Kindheit den Namen Moser beigelegt; und im Tell 5,1 hat er dem gefeierten Historiker der Schweiz, dem „glaubenswerten Mann, Johannes Müller“ ein Denkmal gesetzt. — Ein anderes Mittel zur Verknüpfung der Zeiten sind die bei beiden Dichtern beliebten Weissagungen nach dem Erfolg. Wie Anchises (6,756 ff.) seinem Sohne die künftige Geschichte seines Volkes enthüllt, so verkündet die Jungfrau (3,4) ihrem Könige die Schicksale seiner Nachkommen bis auf die Zeit herab, da „von den niedern Hütten . . . den schuldbeleckten Enkeln das Verderben droht.“ Wie Dido vor ihrem Tode (4,625 ff.) den einstigen Rächer ihrer Schmach erstehen sieht, so ahnt der sterbende Attinghausen im Tell 4,2, wie „das Alte stürzt . . . und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ — Allgemeine Wahrheiten sind besonders geeignet, dem Leser eine unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart zu geben. Die Wirksamkeit des römischen Nationaldichters beruht hauptsächlich auf den Stellen, in welchen er seine Landsleute für die Grösse des Vaterlandes zu begeistern sucht. Mit herrlichen Worten schildert er (6,847 ff.) das eigentümliche Wesen des Römers und verkündet die hohe Bestimmung seines Volkes:

Andere werden dem biegsamen Erz verleihen Bewegung,
Oder vielleicht dem Stein entlocken Bilder des Lebens;
Gabe der Rede schmücket sie mehr, den Lauf der Gestirne
Messen sie aus und werden der Sterne Aufgang verkünden:
Aber du, Römer, mit Kraft beherrsche die Völker der Erde,
Darin zeige die Kunst! Verleihe Gesittung im Frieden!
Schöne bezwungenen Feind, den trotzigen schlage zu Boden!

Wie aber vollends Schiller in den allgemeinen Aussprüchen seiner Dramen das menschliche Thun und Streben nach allen Richtungen beleuchtet, so verdienen hier besonders die Sentenzen Beachtung, welche die Vaterlandsidee zum Ausdruck bringen. Der Schwur des Rütlibundes:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!
ist nicht nur den Helden des Dramas sondern auch dem deutschen Volke aus der Seele gesprochen.

Schiller ist wie Vergil der Erzieher seines Volkes geworden „auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“. Wenn seine Vergilstudien ihn auf diesem Werdegang begleitet und auch auf seine Meisterwerke einen unbestreitbaren Einfluss gehabt haben, so beruht doch, wie ich in den vorhergegangenen Ausführungen dargelegt zu haben glaube, die Übereinstimmung beider Dichter in Gedanken und Worten nicht auf äusserlicher Nachahmung sondern auf der natürlichen Verwandtschaft zweier nach der höchsten Vollkommenheit ringender Seelen. Mögen die Ideale unseres grossen Dichters, die der Vermählung des klassischen Altertums mit dem Deutschtum entsprossen sind, allezeit im deutschen Volke und vornehmlich in der deutschen Jugend fortleben!



ist nicht nur den Helden

Schiller ist wie Ver
Wohlfahrt, Freiheit und
gleitet und auch auf se
doch, wie ich in den v
stimmung beider Dichte
auf der natürlichen Ver
Mögen die Ideale un
Altertums mit dem
vornehmlich in der



Brüdern,
hr!

schon Volke aus der Seele gesprochen.

geworden „auf dem Gebiete nationaler
dien ihn auf diesem Werdegang be-
ren Einfluss gehabt haben, so beruht
gelegt zu haben glaube, die Überein-
auf äusserlicher Nachahmung sondern
ten Vollkommenheit ringender Seelen.
er Vermählung des klassischen
allezeit im deutschen Volke und

